

(Nachdruck verboten.)

83] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

23.

Es war eben Mittag, als Georg Hellwig die Sanitäts-wache verließ, wo man über ein paar Hautrisse und Schmarren Streifen von englischem Pflaster geklebt und nach längerem Befühlen und Gelenkbiegen festgestellt hatte, daß wenigstens nichts gebrochen sei. Auch innerlich sei wohl kaum etwas ver-letzt, und die heftigen Schmerzen, die der Geschlagene empfand, würden sich bald verlieren. Er könne von Glück sagen; wahr-scheinlich hätte er früher viel mit schwerem Gewicht ge-arbeitet oder trainiert, sonst hätten besonders die Bauch-muskeln den Tritten und Sieben nicht so standgehalten! . . .

Georg antwortete nur mit einem rauen Lachen. Da war der Athletensport doch zu was nütze gewesen! Aber im Grunde wär's besser, so schien es ihm, wenn sie ihn tot-geschlagen hätten! . . . Er hatte doch kein Glück auf der Welt! . . .

Der junge Arzt, dem schon dieser ungewöhnlich bemuskelte Körper aufgefallen war, interessierte sich, wie er den jetzt mehr traurigen als wütenden Ausdruck des harten Gesichtes sah, auch für den Menschen, dessen Elende, nun auch noch überall zerrissene Kleidung ihm des Trägers Not verriet. Er fragte ihn nach seinem Handwerk, erhielt aber so einsilbige und widerwillige Antwort, daß er den Versuch aufgab, diesem mürrischen Sinn näher zu kommen.

Es hätte vielleicht auch nur noch weniger Worte und einer kleinen Hilfe bedurft, um diesen Mißhandelten zu trösten, um ihn nicht gar so tief in die Dornen seines Hasses hineingeraten zu lassen. . . . So ging der ehemals so freundliche, lebens- und arbeitslustige Mensch von dannen, mit einem ihn fast erstickenden Grimm in der Brust. . . . Die einzige Liebe, die ihm die Sonne gegeben hatte, war in einem Krankenhauszimmer am Erlöschen. Von allen Seiten starrte ihm Gleichgültigkeit, Verachtung und Haß entgegen; er kam sich vor wie ein Tier, das alle verfolgen und das nirgends Schutz findet. Und bei dieser Empfindung knirschte der Troß in ihm. Seine Wunden und Schmerzen konnten das Gefühl seiner körperlichen Ueberlegenheit nicht unterdrücken; er fühlte sich stark genug, den Kampf aufzunehmen — den Kampf gegen die Gesellschaft.

Aber vorläufig war er ratlos, er irrte in den Straßen hin und her und fand schließlich nichts anderes, als nach dem Norden hinauszupilgern, wo er in Schlafstille lag bei einer Witwe, die selbst nichts hatte.

Mit Schrecken sah sie, wie man ihren Mieter zugerichtet hatte. Sie bedauerte ihn, flüchte seine ärmlichen Kleider und wagte gar nicht, ihn zu fragen, wie es denn nun mit den sechs Mark Schlafgeld werden sollte, die er ihr schuldete.

Georg selbst hatte seine Schuld nicht eine Minute ver-gessen.

„Vermieten Sie man morgen anderweitig, Frau Wiemer!“ sagte er, „wenn ich heute das Geld nicht kriege, komm ich nicht wieder her!“

„Aber, Herr Hellwig, Sie wern mir schon bezahlen! . . . Da hab ich keine Angst! . . . wo Sie doch auch nicht könn' wie Sie mechten! . . . Aee, da komm' Sie man ruhig und schlafen hier! . . . Natürlich ganz umsonst, dis kann ich ja ooch nich! Aber Sie wer'n schon! Sind doch 'n kräftiger Mann un wern Sie nun ooch mal Pech jehatt ham! . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach sie Georg, der das lange Herum-reden von Menschen, die im Grunde anders denken, nie hatte leiden mögen, „auf Wiedersehen, Frau Wiemer! . . . hoffent-lich heute abend! . . . Atjöh!“

Und er ging, obwohl er wütenden Hunger hatte und die Frau am liebsten um ein Stück Brot und ein bißchen Kaffee gebeten hätte.

Wo er aber hinwollte, das war ihm unklar.

Die einzigen Bekannten, an die er denken durfte, waren die Brüder im Klub. Und vor denen hatte er eine große Scheu. Es war, als stemme sich in ihm zu guter Letzt noch etwas mit jäher Hartnäckigkeit gegen sein Verderben. . . .

Doch der Hunger ist bitter und aufreizend. Und der einzige Gegengrund, den er anerkennt, heißt Essen!

Es war nach drei. Um diese Zeit saßen die Brüder zu-meist in einem kleinen Café in der Müllerstraße, das den Namen „Luftige Sieben“, wenn auch nicht auf dem Firmen-schild, führte und ihn durchaus verdiente.

Georg ging lange auf der gegenüberliegenden Straßen-seite auf und nieder, ehe er den Mut hatte, einzutreten.

In der Nähe des Fensters, dessen gelbe Vorhänge zu-gezogen waren, saßen in dem schmalen, sich tief nach hinten ziehenden Raum der „bayerische Franz“, „Fliegenfuß“ und noch einer, den Georg nicht kannte. Georg sah wohl, wie ihn die Zuhälter, die sich übrigens recht taktvoll seiner Armut gegenüber benahmen, verstohlen musterten; er hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Aber er war doch froh, daß er wenigstens das Schwerste überwunden und sich herein-gewagt hatte. . . .

„No,“ meinte der Bayer, ein schwarzhäariger, lagerer Gefell mit dunkelblühenden Augen, „wo warst denn solange?“

„Oh,“ sagte Georg, „ich . . . ich habe jearbeit!“

Da lächelten die drei: wenn die Arbeit nicht mehr ein-brachte, wie solch ein Aussehen, dann lohnte sich's wahrlich nicht, erst damit anzufangen! . . .

Aber Fliegenfuß brach die für Georg peinliche Situation ab, indem er den Kellner rief:

„Du, Theo, bring mal 'n Glas Bier her für unsern Freund und . . . jefriedstückt haste wohl ooch nich, Georg? . . . ooch jleich die Speisefarte, Theo!“

Nach kurzer Zeit hatte Georg ein Beefsteak vor sich, in dessen Sauce er ein Brötchen nach dem andern eintunkte, bis Fliegenfuß und die beiden anderen lachend sagten, er solle sich doch gar nicht genieren und so viel essen, wie nur in ihn reinginge! Denn daß er schrecklich in Bruch wäre, das sähe doch jeder; 's wär ja Unsinn, sich gegenseitig was vormachen zu wollen! Dazu existierte ja der Klub gerade, um einem, der ins Schlamassel geraten wäre, wieder auf die Beine zu helfen! Und im übrigen kam's auch gar nicht so drauf an: Der grüne Heinrich bezahlte heute sowieso alles! . . .

Da sah sich Georg den ihm zur Linken Sitzenden erst richtig an . . . der grüne Heinrich? Er dachte angestrengt nach: Der grüne Heinrich? . . . wo und wann hatte er doch den Namen schon mal gehört? . . .

Der grüne Heinrich hielt die Hand über den Mund, daß die breite, eingedrückte Nase hervortrat und sah den Nachbar aus kleinen, lauernenden Augen scharf an. Die graue Farbe gab diesem Gesicht, dessen Haar in kurzer Bürste über den runden Kopf stand, nichts Anheimelndes, und wie der Grüne jetzt die Hand vom Mund nahm, sah Georg einen sich brutal vorschleudenden Unterkiefer mit stopplig blondem Vollbart.

„Eintlich müßt id Dir ja böse sin!“ sagte der Grüne, nach seinem Bierglas langend, „aber schließlich, wat kannst Du'n davor . . . un haben tußt ihr ja ooch nich mehr . . .“

Ganz betroffen starrte ihn Hellwig an. Der meinte doch nicht etwa die Emma? . . . Ach, nun fiel es ihm ein. Der grüne Heinrich, das war damals Emmas Bräutigam ge-wesen, damals, ehe er sie noch kannte . . . Und eine Flut von Gedanken stürmte auf ihn ein . . . Jener kalte Oktobertag lebte wieder auf in seiner Erinnerung, wo er aus Teigel kam, aus dem grünen Baum, wo er seine erste ungerechte Strafe erlitten hatte . . . Sein Auge brannte und die Lippen preßten sich hart aufeinander.

Der andere hatte ihn nicht aus dem Auge gelassen, die Veränderung in Georgs Zügen konnte ihm nicht entgehen.

„Bist am Ende noch wietend uff mir?“ Der Mann mit dem starken Kopf, der ein wenig vornüber auf einem massigen Genick saß, lachte kurz auf, „id müßt doch eigentlich ärgerlich sein! Wenn de se mir nich weggeschnappt hätst, denn hätte id jeh' mein Spinde (Liebste) un brauchte nich erst uff Flanell spannen“) . . . aber wer weech, ob id mir det nicht übahaupt een für allemal chjewehe . . . vor mein Ge-schäft paßt det nich recht iachr . . .“

Georg verstand den Mann nicht. Er hörte auch nur halb zu. Seine Gedanken weilten bei der franken Emma. Aber er sah sie jetzt gesund und in der vollen brennenden Blüte

*) Was Weibliches tachen.

ihrer jungen Schönheit vor sich; er dachte an jene ersten Zärtlichkeiten im Lokal der Mutter Kayte, und die Erinnerung übermannte ihn so, daß ihm eine Träne an der Wimper hing . . .

Der grüne Heinrich, der viel älter ausah als seine dreißig Jahre, nickte nachdenklich und sagte:

„Hast se woll lieb jehabt, wah? ja, ja, ooch 'n nettes Meechen war se ja! Uba wat hilft det alles! Unjaeena muß weital Vorwärts, heest et! Besonders, wenn man so lange jeseffen hat, wie ich!“

Georg blickte überrascht auf.

„Du hast ooch jeseffen? wie lange?“

Die anderen lachten über die hastige Frage. Und Fliegenfuß, einer jener Zuden, die den Ruf der Feigheit und Körperschwäche, der seiner Klasse anhaftet, zur Fabel machen, sagte mit überlegener Miene:

„Du fragst gerade, wie wenn de ebent aus de Schule kommst! . . . Wer in unsern Klub is un besonders son ollet Ehrenmitglied, wie unser Freund Heinrich, der hat sein Ding wech! Oder ooch 'n paar, wie't jerade kommst! Un det muß eener ooch, wenn er zimftig sein will! Denn wie soll ena 'ne Uffassung von sonne Sachen ham, wenn a se nicht selbst durchgemacht hat! Wir können keene Achelkassen*) brauchen, bastehste . . .“

(Fortf. folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Bärenjäger.

Von Björnsterne Björnson.

In der ganzen Bygde (Kirchspiel) gab es kaum einen, der so fastig zu lügen verstand, wie der älteste Sohn des Pfarrers; auch lesen tat er recht eifrig; daran fehlte es durchaus nicht, und das, was er las, wollten die Bauern eben gern erzählt haben, aber wenn er merkte, daß die Bauern Gefallen an etwas fanden, dann lag er gern auf eigene Faust noch von derselben Sorte oben drauf, so viel er glaubte daß sie haben wollten; am liebsten etwas von starken Männern und Liebe mit tödtlichem Ausgang.

Bald fiel es dem Pastor auf, daß das Klopfen der Dreschflegel oben auf der Tenne immer unregelmäßiger wurde; und als er nachsah, stand Thorvald da und erzählte Geschichten. Ein anderes Mal wurde so merkwürdig wenig Holz aus dem Walde eingefahren; der Pfarer ging hin, um nachzusehen, und da stand wieder mein Thorvald und erzählte. Das muß ein Ende haben, dachte der Pastor und brachte den Jungen in eine feste Schule.

In diese Schule gingen zwar nur Bauernkinder, aber der Pastor fand, es sei zu teuer, nur um des einen Jungen willen einen Hauslehrer zu halten. Doch Thorvald war noch keine acht Tage auf der Schule, als einer seiner Schulkameraden leichenblau hereingestürzt kam, er sei eben auf dem Wege einem Gespenst begegnet — ein anderer noch bleicher und behauptete, er habe einen Mann ohne Kopf leibhaftig unten am Landungsplatz zwischen den Boten umherwirschenden sehen, — und was das Schlimmste von allen war: der kleine Knut Pladsen und sein Schwesterchen kamen eines Abends, als sie nach Haus gehen wollten, halb von Sinnen vor Schreck wieder angestürzt und sagten weinend, sie hätten oben in den Pfarrklippen den Bären gehört, ja, Klein-Marit hatte sogar seine grauen Augen Funken sprühen sehen. Nein, da wurde aber der Herr Schulmeister fuchswild, klopfte mit dem Lineal auf den Tisch und fragte — was zum Teufel — Gott verzeih mir die Sünde — denn eigentlich mit den Rangen los sei.

„Der eine ist närrischer im Kopf als der andere,“ sagte er; „in jedem Busch krabbelt eine Guldin, — unter jedem Boot nickt eine Wassernix — und der Bär geht am Wittwintertag draußen spazieren? Glaubt ihr denn nicht mehr an Gott und Christentum,“ sagte er, „glaubt ihr denn allerlei Teufelsput und der Finsternis Schauerkräfte und den Bären draußen am Wittwintertag?“ Dann aber, nachdem er sich ausgetobt hatte, milderte sich sein Born, und er fragte Klein-Marit, ob sie sich denn wirklich nicht allein heimzugehen getraute. Das kleine Ding schluchzte und weinte und sagte, es sei einfach menschenunmöglich; da sagte der Schulmeister zu Thorvald, er solle als der älteste der Anwesenden sie durch den Wald nach Hause begleiten. „Ach nein, der hat ja grad' den Bären gesehen,“ schluchzte Klein-Marit, „er hat es ja selbst erzählt.“ Thorvald wurde auf seinem Platz ganz klein, besonders als der Schulmeister ihn nun anfah und das Lineal lieblosend durch seine Hand gleiten ließ. „So, also Du hast den Bären gesehen?“ fragte er ruhig. — „Ja, aber es ist doch wirklich und wahrhaftig wahr, daß der Großknecht oben in den Pfarrklippen, als er auf der Appenjagd war, eine Bärenhöhle gefunden hat,“ sagte Thorvald. — „Hast Du den Bären gesehen, mein Junge?“ — „Es war nicht etwa bloß einer, nein, es waren zwei groge, und ich glaube, auch noch zwei kleinere, denn die alten Bären haben doch immer ihr vorjähriges und diesjähriges Junges bei sich.“ — „Hast Du die

Bären gesehen, mein Junge?“ wiederholte der Schulmeister noch sanfter und ließ in einem fort das Lineal durch die Hand gleiten. Thorvald zögerte ein wenig: „Ich hab' aber doch den Bären gesehen, den der Schützen-Lars voriges Jahr totgeschossen hat, ganz sicher.“ Nun ging der Schulmeister einen Schritt vor und fragte so sanft, daß dem Knaben angst und bange wurde: „Hast Du die Bären oben in den Pfarrklippen gesehen, frage ich?“ — Jetzt sagte Thorvald nichts mehr. „Vielleicht hat Dich diesmal Dein Gedächtnis sozusagen ein wenig getäuscht, nicht wahr?“ fragte der Schulmeister, packte ihn am Rodtragen und schlug sich mit dem Lineal auf die Seite. Thorvald sagte keinen Rud, und keiner der anderen wagte hinzusehen. Dann sagte der Schulmeister ernsthaft: „Wie häßlich von einem Pfarrerssohn, zu lügen; und noch häßlicher, es armen Bauernkindern beizubringen.“ Und damit kam er für diesmal davon.

Am nächsten Tag aber in der Schule (der Lehrer war zum Pastor gerufen worden, und die Kinder waren sich selbst überlassen) war Klein-Marit die erste, die Thorvald bat, doch wieder etwas vom Bären zu erzählen. — „Ach, Du bist ja so ein Hasenfuß,“ sagte er. — „Nein, diesmal will ich mich zusammennehmen,“ sagte sie und rückte dichter an ihren Bruder heran. — „Na, jetzt wird er aber mausetot geschossen,“ sagte Thorvald und nickte mit dem Kopf. „Jetzt ist nämlich endlich der rechte Kerl dafür gekommen, der Schützen-Lars! Sowie der von der Bärenhöhle da oben gehört hat, ist er über sieben Kirchspiele angepöckel gekommen mit einer Büchse, so schwer wie der oberste Mühlstein, und so lang, wie von hier bis zum Haus Volben dahinten.“ „Herrjeh,“ schrien alle Kinder. — „So lang?“ wiederholte Thorvald, „was sage ich denn — sie ist sicher so lang wie von hier bis zum Stuhl.“ — „Hast Du sie gesehen?“ fragte Ole Böen. — „Na, und ob! Ich habe ja selbst mitgeholfen, sie zu puzen, denn Ihr könnt Euch denken, dazu kann er nicht jeden zbeliebigen gebrauchen. Ich konnte sie natürlich nicht heben, das versteht sich; aber das war ja auch einerlei — ich habe doch das Schloß gepußt, und das war nicht die leichteste Arbeit, sage ich Euch.“ — „Ich habe aber gehört, die Büchse soll in letzter Zeit nicht mehr so gut treffen,“ sagte Hans Bolden, indem er sich hintenüber legte und beide Beine gegen das Kull stemmte. — „Nein, seit der Lars damals oben in Osmarken auf den schlafenden Bären geschossen hat, verfaßt sie zweimal und schießt das drittemal fehl.“ — „Na ja,“ sagten die Mädchen, „wie kann man auch auf einen schlafenden Bären schießen.“ — „So'n Schafstopp,“ fügten die Jungen hinzu.

„Es gibt nur ein Mittel, dem abzuhelfen,“ sagte Ole Böen, „man muß nämlich eine lebendige Schlange in den Lauf hineinreiben.“ — „Ach, das wissen wir schon lange,“ sagten die Mädchen; sie wollten etwas neues hören. — „Jetzt ist doch Winter, und da gib't keine Schlangen, drum wird sich der Lars auch wohl nicht so ganz sicher auf seine Büchse verlassen,“ sagte Hans Bolden bedencklich. — „Er will ja den Niels Böen mitnehmen,“ fragte Thorvald. — „Ja,“ sagte der Junge von Böen, der darüber wohl am besten Bescheid wissen mußte, „aber der Niels darf nicht, seine Mutter und seine Schwester erlauben's ihm nicht. Sein Vater ist ganz sicher an dem Kampf mit dem Bären voriges Jahr auf der Alm gestorben; und jetzt haben sie keinen weiter als den Niels.“ — „Ist es denn wirklich so gefährlich?“ fragte ein kleiner Junge. — „Gefährlich?“ sagte Thorvald; „der Bär hat Verstand für zehne und Kraft für zwölfe.“ — „Ach, das wissen wir schon,“ sagten die Mädchen wieder; sie wollten doch zu gern etwas neues hören. — „Aber der Niels ist grad wie sein Vater; der geht doch mit.“ — „Ja, freilich geht er mit,“ sagte Ole Böen; „heute ganz früh, ehe noch jemand auf dem Hof wach war, hab ich den Niels Böen und den Schützen-Lars und noch einen hinaufziehen sehen, jeden mit einer Büchse; ich möchte wetten, daß es in die Pfarrklippen hinaufging.“

„War es früh?“ fragten die Kinder im Chor. — „Gedemmäßig früh! Ich war schon auf, ehe die Mutter Feuer anmachte.“ — „Gatte denn der Lars seine lange Büchse?“ fragte Hans. — „Ja, das weiß ich nicht; aber die, die er hatte, war so lang wie von hier bis zum Stuhl.“ — „Au, wie Du lügen kannst,“ sagte Thorvald. — „Du hast es doch selbst erst gesagt, wandte der andere ein. — „Nein, die lange Büchse, die ich gesehen habe, gebraucht der Lars kaum noch.“ — „Na ja, jedenfalls war die hier so lang, so lang, wie — wie von hier bis beinahe zum Stuhl.“ — „So? dann hatte er sie vielleicht doch mit.“

„Denk mal,“ sagte Marit, „jetzt sind sie oben bei den Bären.“ — „Grade jetzt geht vielleicht der Kampf los,“ sagte Thorvald. — Es trat eine tiefe Stille ein; es war fast feierlich.

„Wißt Ihr was? ich gehe,“ sagte Thorvald und nahm seine Mütze. — „Ach, ja, geh, dann kriegst Du was zu hören,“ schrien alle, und es kam wieder Leben in die Bude. — „Aber der Schulmeister,“ sagte er und blieb stehen. — „Bah, Du bist doch dem Pastor sein Bub,“ sagte Ole Böen. „Ja, wagt er's, Hand an mich zu legen — dann —“ sagte Thorvald und nickte in fürchterlichem Schweigen mit dem Kopf. — „Hast Du wieder?“ fragten sie erwartungsvoll. „Wer weiß,“ sagte er, nickte und ging.

Die Kinder hielten es für das beste zu lesen, während er fort war; aber keines war dazu imstande, — sie mußten immer vom Bären sprechen. Sie rieten hin und her, wie es wohl gegangen sein mochte; Hans wettete mit Ole, daß Lars' Büchse verfaßt habe, und der Bär ihm auf den Leib gerückt sei. Der kleine Knut Pladsen meinte, es sei sicher mit allem schief gegangen, und die

*) Leute, die so tun, als könnten sie was, die aber im Grunde „Knut“ sind.

Mädchen schlugen sich auf seine Partei. Aber da kam Thorvald zurück.

„Kinder, kommt mit,“ rief er, kaum fähig zu sprechen, indem er die Tür aufriß. „Aber der Schulmeister?“ fragten einige. — „Zum Teufel mit ihm! Der Vär, der Vär —,“ und er konnte nicht mehr. — „Ist er tot,“ fragte einer ganz leise, und die anderen wagten nicht zu atmen. Thorvald leuchtete hörbar, dann sprang er auf, Mettete auf die Bank und schwenkte seine Mütze. „Wir gehen, sage ich; ich nehme alles auf mich.“ — „Aber wohin denn?“ fragte Hans. — „Den größten Vären haben sie schon mit heruntergebracht, die anderen liegen noch oben. Niels Böen ist mächtig verwundet, denn dem Lars seine Büchse hat wirklich nicht getroffen, und die Vären sind ihnen auf den Leib gerückt. Der Junge, der mit dabei war, hat sich nur dadurch gerettet, daß er sich platzt auf die Erde geworfen und tot gestellt hat, und da hat ihn der Vär nicht angerührt; sowie der Lars und der Niels ihren Vären untergeklagt hatten, schossen sie dem Jungen seinen auch tot.“ „Hurra!“ — „Hurra!“ riefen alle Mädel und Buben, und nun sprangen alle von den Bänken auf, zur Tür hinaus, und selbst über Feld und Wald nach Böen, als gäbe es in der ganzen Welt keinen Schulmeister.

Die Mädchen beklagten sich bald, daß sie nicht mit könnten, aber die Jungen nahmen sie zwischen sich, und fort ging's. „Güter Euch aber ja, ihn anzurühren,“ sagte Thorvald, „es kommt manchmal vor, daß der Vär wieder aufliebt.“ „Wirklich?“ fragte Marit. — „Ja, er steht dann in einer neuen Gestalt wieder auf, also nehmt Euch ja in acht.“ — Und sie liefen weiter. „Auf den größten hat der Lars zehn Schüsse abgeknallt, ehe er liegen blieb.“ — „Denk Euch nur, zehn Schüsse,“ und sie liefen weiter. — „Und der Niels hat ihm achtzehn Messerstiche veretzt, ehe er fiel.“ — „O je, was für'n Vär!“ Und die Kinder liefen, daß der Schweiß troff.

Und nun warten sie da! Die Böen riß die Tür auf und war der erste drin; „nimm Dich in acht!“ rief Hans ihm nach. Marit und ein kleines Mädel, das Thorvald und Hans zwischen sich gehabt hatten, waren die nächsten, dann Thorvald, der nicht weit vorging, sondern stehen blieb, um alles in Augenschein zu nehmen.

„Gut mal, das viele Blut,“ sagte er zu Hans. Die anderen wußten nicht recht, ob sie sich hineinwagen sollten. „Kannst Du ihn sehen?“ fragte ein Mädchen den Jungen, der neben ihr draußen an der Tür stand. „Ja, er ist so groß, wie das große Pferd bei Hauptmanns drüben,“ antwortete er und fuhr fort zu erzählen: „Er ist mit eisernen Ketten gebunden,“ sagte er, „aber die an den Vorderbeinen hat er doch durchgerissen,“ er könne ganz deutlich sehen, daß noch Leben in ihm sei, und das Blut ströme wie ein Wasserfall aus ihm heraus.

Gelogen war das freilich, aber das vergaßen sie, als sie den Vären zu sehen bekamen, und die Büchse und den Niels, dem die Wunden von der Balgerei mit dem Meister Reh verbunden waren. Und erst recht, als sie dann den alten Schützen-Lars erzählten hörten, wie alles zugegangen. Sie hörten und sahen und verachteten den Erzähler mit den Augen vor lauter Begehrlichkeit, und dabei merkten sie nicht, daß plötzlich hinter ihnen einer stand, der auch zu erzählen anfang, und zwar folgendermaßen: „Ich werde Euch lehren, Ihr nichtsnutzigen Rangen, ohne Erlaubnis aus der Schule zu laufen, Wande!“ — Ein Schredensgeheul erschallte unter der Wande, und heidi ging's hinaus aus der Tür über die Diele, durch den Hof und auf und davon, — bald sah man sie wie einen Haufen schwarzer Knäuel über das schneeweiße Feld hinwageln, eins nach dem anderen, und als der Schulmeister endlich auf seinen alten Beinen nachgehumpelt kam, hörte er sie schon von weitem aus der Schule her ihre Aufgaben hertragen, daß die Wände dröhnten. Ja, es war ein Festtag, dieser Tag, als die Värenjäger heimkamen. In Sonnenschein ging er auf, im Regen ging er unter, aber solche Tage pflegen ja die fruchtbarsten zu sein.

Die französische Malerei im 18. Jahrhundert.

(Ausstellung der Akademie.)

II.

Watteau (1684—1727), jener Träumer und Maler, der die Vergnügungen der eleganten Welt, die Schäferspiele und die Theaterzugen und die Maskeraden mit so entzückenden, leichten Farben malte, stand dem Leben seiner Zeit fern. Er war ein kranker Mensch und seine Zeit schätzte die herberen Werke des Voucher höher. Watteau sehnte sich nach dieser vermeintlichen Schönheitswelt, er träumte von ihr. So haben seine Bilder etwas Träumerisches, Sehnsuchtsvolles, ja, trotz aller Heiterkeit Melancholisches. Es ist, als ob man ferne Rußland hört, aber man ist selbst nicht mit dabei beim Fest. Watteaus Vorbilder sind die Flamen, und erst allmählich findet er sich aus der Schwere der flämischen Kunst zu seiner eigenen, graziösen, leichten Art. Sein Vater war Dachdeckermeister; seine Heimat eine flämische Stadt. Er sollte Zimmermann werden. Eines Tages entflieht er, mittellos, nach Paris. Schließlich wird er Theatermaler und hilft bei dekorativen Arbeiten. Die elegante Welt war ihm fremd, darum hatte

er für ihre Reize Sinn. Er selbst lebte zurückgezogen, war tölpelhaft, häßlich und krank und so malte er aus der Sehnsucht heraus diese zarten Dinge, die nicht Wirklichkeit sein wollen. Diese Schäfer und Schäferinnen, diese Komödianten, diese Landschaften, sie alle haben etwas Erträumtes; es ist ein Duft in ihnen, dessen Rauber noch jetzt ganz wirkt und mit der ganz persönlichen Art seiner leichten, lichten Gestaltung hat er der Folgezeit noch jetzt ein Vorbild reinkünstlerischer Tendenz aufgestellt. Aber, wie gesagt, Voucher und seine Ruditäten waren dem maßgebenden Publikum schließlich lieber. Watteau starb mit 38 Jahren, und er hat nicht viel Nachfolger. Lancelotti, Pater sieht man hier noch; aber sie sind schon nüchterner im Ton, sie kränkeln nicht mehr, sie geben Wirklichkeit, die Poesie fehlt ihnen. Watteau, dieser Fremde in Paris, liebte die silbergrauen Dämmerungen der Seine, er liebte die träumerischen Stunden in den alten Gärten der Stadt. Das ist das Moderne in Watteau.

Fragonard (1732—1806) kommt von Voucher her. Aber er übertrifft seinen Lehrmeister. Er hat etwas von Sonne und Licht in seinen Bildern, die ihnen Größe geben, die Größe einer rein auf's Malerische, ohne Absicht auf Nebeneffekte, gerichteten dekorativen Anschauung. Hier hat der Gegenstand, das Dargestellte, nichts mehr zu sagen und keine Berechnung stört. Fragonard phantasiert in Farben und löst alles feste, allen Inhalt auf in schwelgerische Farben, die aber alles überflüssige, Breite vermeiden, die in ganz leichter, freier Manier Flächen füllen, Bände schmücken. Auch hier spüren wir eine ganz andere Note. Das kommt speziell bei seiner freien Behandlung des Landschaftlichen heraus. Wohl hat auch er der Zeit seinen Tribut gezollt. Er malte Stück für Stück die Szenen, die seit Voucher Mode waren. Aber er verstand es, das Künstlerische mehr zu betonen, er stand dennoch über dem Stoff.

Mit Chardin (1698—1776) meldet sich schon eine neue Zeit. Chardin hat keine Schäferzugen und keine Entleerungsweize gemalt. Es berührt ungemein sympathisch, plötzlich in diesem losen Meigen jenen schlechten freien Bildern zu begegnen, in denen Chardin in stillenbhafter Manier Innenräume, Menschen, Früchte malt. Deutlich verrät sich die Abstammung von den Holländern, den Pieter de Hooch, den Terborch. Aber er ist nervöser, sensibler. Noch differenzierter behandelt er die Farben. Die Schönheit und Ruhe der Farben gibt seinen Schöpfungen Größe, obwohl sie ganz klein sind. Das steht alles mit einer Selbstverständlichkeit da, als sei es nur so abgemalt, und nur der schärfer Publizierende empfindet die freie Kunst, auf der die Farben fleckenartig und breit auf der Fläche verteilt sind und doch das Ganze in feinsten Harmonie zusammensetzt. Hier ist kein Menden, kein Spielen. Es beginnt eine neue Zeit: die bürgerliche Aera.

Mit Greuze (1725—1806) klopft diese noch energischer an die Pforten. Rousseau trat auf, und die Natur trat der Kultur entgegen. Seine Bücher erschüllten schonungslos die frechen Reize der überfeimerten und haltlos gewordenen Kultur, der gegenüber Umkehr das einzige Heilmittel war. Diderot fing an, mit seinen sentimentaln Rühstücken die Bühne zu beherrschen. Man hörte mit neuem Interesse auf diese neuen tugendhaften Töne. Voucher, gegen den sich Diderots heftige Kritik mit Recht wandte, den er als Typus der Verkommenheit an den Pranger stellte, ihm erging es nun schlecht. Seine Bilder zahlte man nicht mehr, sein Glanz war dahin, und die Gegenwart kann dieses strenge Urteil nur billigen, wenn auch ein Voucher immer noch hoch über dem Durchschnitt unserer akademischen Hofmaler steht, weil er Teil hatte an der allgemeinen malerischen Kultur jener Tage, und weil er jedenfalls Temperament besaß.

Greuze ist der Maler dieser Zeit, die mit unaufhaltsamen Schritten heranschreitet. Er malt die belohnte Tugend, die gerührte Schöne. Daneben hat er allerdings auch noch recht lusterne Säckelchen gemalt, in denen er Sentimentalität und Kofetterie geschickt und äußerlich vereinte. Er stand noch mitten in einer Zeit, die sich erst entwickeln sollte. In dieser Zeit begann man auch, einfache Sujets, Familienszenen, Genrebilder, zu behandeln; das höfische, das Theaterkostüm schwand, der Mensch in seiner einfachen Kleidung trat hervor. Und Greuze nahm daran teil. Er unterstrich die Tugend. Was sich im Schoß der Familie begab, wurde in die Öffentlichkeit gezerrt und so aller Traulichkeit beraubt. Intimität wurde Verechnung. Anzweifelhaft war das nur eine andere Maske, die man sich vorband. Der eigentliche Sturmwind, der die Luft reinigen sollte, mußte erst kommen. Aber jedenfalls war jetzt schon, in der veränderten Stellungnahme dem Leben und dem Alltag gegenüber, das Anbrechen einer neuen Zeit bemerkbar. Die Bilderbezeichnungen: „Der bestrafte Sohn“, „Der väterliche Fluch“, „Die Verlobung auf dem Bunde“, „Das Milchmädchen“ — sie kennzeichnen schon das Genre. Immer noch steckt hinter dieser Pose der Natürlichkeit eine perverse Verechnung. Die Natürlichkeit war ein neues Reizmittel. Man malte, wie Greuze, das Leben eines Mörders in 26 Bildern, recht moralisch, mit der Endverurteilung, und man konnte dann an pitanten Situationen das Anmoralische erläutern. Die Menschheit befand sich in einer Krise. Erst die Revolution brachte die Klärung. Diderot begrüßte diesen Vater der Genremalerei mit enthusiastischen aber unkünstlerischen Worten. „Weibe moralisch“, rief er dem Maler zu. „Glückauf“.

Im letzten Grunde spielte auch diese Zeit noch Komödie. Marie Antoinette kokettierte mit Ländlichkeit und Unschuld und baute sich Klein-Trianon, dessen kleine Häuschen wie Bauernwohnungen aus-

haben. Und die Prinzessinnen unterhielten sich mit Bäckerinnen und Fischerinnen. Das war das Zeitalter Ludwig XVI. Man suchte sich der Einfachheit des Volkes zu nähern; aber der Hofstaat kostete nach wie vor 45 Millionen; Marie Antoinette kaufte für Unsummen Diamanten und Kostbarkeiten und man fuhr in Wagen mit goldenen Nägeln.

Aber man darf auch hier nicht vergessen: Kultur und Kraft hängen nicht so unmittelbar und zwingend zusammen wie man denkt. Selbst ein Kreuz hütete noch die Tradition einer Kultur, die ihm überkommen war. Er versteht noch, in seinen Porträts Charaktere zu zeichnen, die Tonschönheiten der Stoffe, die wechselnden Nuancen der Haut weiß er in schönen Uebergängen zu geben. Und während die Kultur ihrem Ende entgegengeht, bewahrt die Kunst ihre Tradition und gab sie weiter.

Diese Reaktion gegen den Geist des Rokoko trat nach einem Menschenalter ein. Der gesunde Menschenverstand wollte seine Herrschaft antreten. Man suchte in der Wiederaufnahme der Antike sein Ziel. Hier sah man Wahrheit, Größe, Strenge. Dieses Zeitalter nennen wir das Zeitalter des Klassizismus. In der Innendekoration trat an die Stelle des lebhaft flatternden Schmuckes die gerade Linie, an Stelle der Schwingung das Vieredrige.

So hatte die französische Kunst in einem Jahrhundert drei Stile geschaffen. Ludwig XIV. — Barock, Ludwig XV. — Rokoko, Ludwig XVI. — Klassizismus. Die Rose, das Spiel, die Antike.

Aber schon mit diesem letzten Zeitalter stieg ein Wetterleuchten auf und als das Jahrhundert endete, kam die Revolution. Da erst setzte etwas ganz Neues ein. Leben und Kunst wurden eins, und eine neue Welt brach an. Da mußte alles flüchten, was Spiel und Laune schien. Diese Menschen lebten die Antike. Es spricht auch hier wieder für die Innerschöpflichkeit der künstlerischen Begabung dieses Volkes, daß auch inmitten der Stürme die Kunst ihren Platz behauptete. Auch die Revolution gebar große Künstler, die im Malen die Tradition weitergaben. Von dieser Epoche sehen wir bezeichnenderweise hier nichts.

Diese organische Entwicklung der französischen Kunst begreifen wir nun und bewundern sie. Nicht nur, daß jede Generation einen ausgeprägten Stil schuf, nicht nur, daß auch jeder Stil Meister hervorbringt, die über der Zeit und ihrer Vergänglichkeit stehen, ist das Große, sondern daß selbst da, wo alle Götter und Throne stürzen, die Kunst lebendig weiter wirkt, das ist das Bewunderungswürdige. Und wenn wir von diesem Standpunkt aus die Entwicklung betrachten, befreien wir uns von allem Engen, Kleinen und sehen das Wirken einer vorwärtsdrängenden Kultur. Ja, wir erleben hier, in der französischen Kunst, das eigentümliche Schauspiel, daß die Gegenwart noch dieselben Vorzüge besitzt, wie sie die Meister der Vergangenheit hatten. Wenn wir an die Landschaften Corots und der Fontainebleauer denken, sehen wir Watteaus silberne Hintergründe. Diaz lebt in Watteau, Renoir hat sich von Tragonard anregen lassen, Manet hat Watteausches Raffinement der Farben, Chardin läßt an Cézanne denken. Und so geht es fort. Diese Kunst, die so eng mit dem Klima, dem Temperament des Volkes zusammenhängt, hat eine Tradition, einen Stil. Ganz erlebt man das nur in Paris, wo alles einem greisbar nahekommt und man an der Luft über der Seine merkt, warum die Maler hier so silbergrau malten. Aber eine Ahnung davon bekommt man auch hier, in diesen fremden Räumen. Wenn man das weiterverfolgen will, dann gehe man nach der Nationalgalerie und lasse die schönen Werke der modernen Franzosen, die Tschudi sammelte und bereuete er gehen mußte, auf sich wirken. Man findet da dieselbe Leichte, feine, graziose Schönheit der Farben, denselben Geschmack. Nur ist es hier nicht mehr Rokoko, nicht mehr Klassizismus, die herrschen, sondern die Natur. E. E. W.

Kleines feuilleton.

Geologisches.

Die Entstehung der Kalifalzlager. Die Diskussion über das wirtschaftliche Schicksal der deutschen Kalifalzlager, die bekanntlich auf der Welt die allein existierenden sind, ist immer noch nicht zu einem Abschluß gekommen. Preussische Schindatropolit nutzt die Monopolstellung gütlich aus zu Ungunsten der Weltlandwirtschaft, die die Düngesalze so notwendig braucht. Wie sind nun eigentlich diese gewaltigen Kalifalzlager entstanden? Salzlager hat man in den verschiedensten Ländern der Erde, aber überall, außer in Deutschland, fehlen die Kalifalze, die vor nicht allzu langer Zeit noch als Abraumalze verächtlich beiseite geworfen wurden. Die einfache Annahme, die für die reinen Steinsalzlager heute noch gilt, daß die Salzschieften einfach durch Austrocknung von Binnenseen, und vom Meere abgeschlossener Lagunen entstanden seien, reicht da nicht mehr aus. Einmal spricht die ungeheuerliche Mächtigkeit der deutschen Kalifalzlager dagegen. Selbst die tiefsten Meere würden durch Austrocknung nicht imstande sein, ein 1000 Meter mächtiges Salzlager wie bei Staßfurt zu schaffen. Leberdies soll das Lager von Sperenberg bei Berlin noch um 400 Meter mächtiger sein. Es ist berechnet worden, daß die großen Weltmeere bei ihrem Salzgehalt von 2—3 Proz. durch völlige Eintrocknung erst

eine Salzplatte von 5 Meter Dicke ergeben würden. Das Mitteländische Meer erscheint in erdgeschichtlichem Sinne als eine riesige Lagune, die nach dem Ozean zu noch Verbindung hat. Dieses Mittelmeer würde bei völliger Austrocknung erst eine Schicht von 27 Meter ergeben. Es müßte also eine 40—50malige Austrocknung durchmachen, ehe es die genannten Salzlagerschichten bei Staßfurt und Sperenberg ungefähr erreicht. Die Salzschiebt der Kalifalzlager besteht nicht aus einer einheitlichen Masse, sondern setzt sich aus Ablagerungen verschiedener Art zusammen.

Daß alle Schichten sich aus dem Meerestwasser gebildet haben, darüber besteht kein Zweifel mehr. Das Meer enthält alle hierzu erforderlichen Elemente. Wie sich außerordentlich mächtige Salzlager bilden können, darüber gibt ein Vorgang der Jetztzeit Aufschluß. Er vollzieht sich in einem Nebensee des Kaspiischen Meeres. Dieser Nebensee, der Kizilirmak, bildet ein 18 000 Quadratkilometer großes Bassin, das durch einen 100 Meter breiten und nur 1,6 Meter hohen Arm mit dem Hauptsee in Verbindung steht. Infolge der großen Trockenheit verdunstet das Wasser so rasch, daß eine stete Strömung in die Richtung hinein stattfindet, um die Höhendifferenz auszugleichen. Da kein Wasser zurückströmt, so wird der See trotz seines geringen Salzgehaltes, der 1,2 Proz. beträgt, immer salzhaltiger. Es ist berechnet worden, daß in dieser gewaltigen Verdunstungsspanne täglich rund 80 000 Zentner Salz oder jährlich 22 Millionen abgeschieden werden. Ähnliche Verhältnisse müssen auch einmal in Deutschland geherrscht haben, als sich die Kalifalzlager bildeten. Wahrscheinlich trat durch eine plötzliche Senkung des norddeutschen Tieflandes eine Verbindung mit dem Meere ein, durch eine spätere Hebung bildete sich dann ein Gebirgszug zwischen Meer und Tiefebene. Es mag so eine ganz ähnliche Schwache aber ständige Strömung entstanden sein, wie bei dem Nebensee des Kaspiischen Meeres. Es kann nun auch so gewesen sein, daß die Wanne nur bei großen Stürmen Wasser nach der Lagune zuließ, oder auch so, daß nur zu Flutzeiten das salzhaltige Wasser nach dem Binnensee einlief. Die verschiedenen Schichten entstanden dann so, daß sich erst die schwersten Bestandteile des Wassers absetzten, wenn dadurch ein gewisser chemischer Umwandlungsprozeß vollzogen war, setzten sich weitere Bestandteile des Wassers ab. So entstanden Schichten, die durch die Wissenschaft teilweise direkt als „Jahresringe“, ähnlich wie bei den Bäumen gedeutet werden. Freilich ganz klar ist damit die Entstehung der Kalifalzlager noch nicht geworden. Besonders fehlt immer noch die plausible Erklärung dafür, warum gerade nur im jetzigen Deutschland aus der aus dem Meerestwasser verbleibenden Mutterlauge sich kalifalzhaltige Salze abschieden. Im Laboratorium läßt sich dieser Vorgang nur unter Siedehitze ermöglichen. Der über den Laugenrest hinwegende Staub verwandelte dann den letzten Rest des ehemaligen Sees in Salzlager, in die oberste Schicht der Salzlager, an der heute das Vorhandensein von Salzlager mit erkannt wird. Der Vorgang mag sich in einem Zeitraum von zehntausenden von Jahren abgespielt haben. Allem Anschein hat der Ozean später noch einmal die Wanne durchbrochen, und so über dem primären, dem ersten, noch ein sekundäres, ein zweites Salzlager geschaffen. Das zweite Lager besitzt keine Kalifalze.

Technisches.

Zugsicherung auf der Hoch- und Untergrundbahn. Bekanntlich soll die furchtbare Katastrophe am Gleisdreieck der Berliner Hoch- und Untergrundbahn in der Hauptursache darauf zurückzuführen sein, daß wahrscheinlich ein auf „Halt“ gestelltes Signal nicht beachtet wurde. Sofort nach dem Unglück wurde von verschiedenen technischen Seiten die Einföhrung von Einrichtungen gefordert, die ein Ueberfahren eines gesperrten Signals automatisch unmöglich machen. Seit dem 15. Oktober vorigen Jahres sind nun im Gleisdreieck selbsttätige Zugsicherungen eingeführt, die dieser Forderung entsprechen. Die Vorrichtung besteht aus einer senkrechten mit einem Kontakt in Verbindung stehenden Metallstange, die auf dem ersten Wagen eines jeden Zuges angebracht ist. Die Signale sind mit einem Balken verbunden, der so angeordnet ist, daß der Wagen mit der Kontaktstange ungehindert durchfahren kann, wenn das Signal auf „freie Fahrt“ gestellt ist. Wird jedoch das Signal auf „Halt“ gestellt, so legt sich der Balken in eine wagerechte Lage. Wird das Signal nicht beachtet und versucht der Führer, den Zug weiter laufen zu lassen, so wird die Stange auf dem ersten Wagen des Zuges von dem Balken durchschlagen und der Zug durch elektrische Einrichtungen unmittelbar zum Stehen gebracht dadurch, daß die Bremsen automatisch in Tätigkeit gesetzt werden. Mit der Einrichtung ist eine automatische Kontrollvorrichtung verbunden, die ein Ueberfahren des Halt-signales auf jeden Fall anzeigt. Diese neue Sicherungseinrichtung kann gleichzeitig als Notbremse vom Zugbegleiter betätigt werden. Damit der Zugbegleiter in der gleichen unbehinderten Weise wie der Fahrer selbst jederzeit die Strecke mit ihren Signalen übersehen kann, ist bei den neuesten Wagen links von dem Fahrerabteil ein Platz für den Zugbegleiter geschaffen. Bei den älteren Wagen muß der Zugbegleiter durch ein Guckloch durch das Abteil des Fahrers die Strecke beobachten, was sich oft nicht gut durchführen ließ. Durch die in der seitlichen Wand des Fahrerabteils angebrachte Fenster kann der Zugbegleiter den Fahrer beobachten, und so bei plötzlicher Eintretender Behinderung der Fahrer sofort die Notbremsen in Funktion treten lassen.